

Von den Schlachtfeldern bei Souchez und Neuville.

Ergreifende Bilder von den überaus schweren und erbitterten Kämpfen, die in jüngerer Zeit bei Souchez und Neuville ausgefochten worden sind, entwirft ein auf französischer Seite weißender Berichterstatter des „Allgemeinen Handelsblatt“ in Amsterdam. Er spricht von der geschichtlich gewordenen Zuckerkarte, um die so hartnäckig gekämpft wurde. Die Deutschen richteten ihre Geschütze auf diese Stelle. Ihre Feuer war zuweilen so heftig, daß man sich wundern muß, daß es überhaupt in den Trümmern der ehemaligen Fabrik noch lebende Wesen geben kann. Dort ist kaum ein Quadratmeter Erde, der nicht von den Geschossen getroffen worden ist. Die Gefallenen können nur in großen Zwischenräumen weggeschafft werden, und auch dann noch geschieht es nur unter schwerer Lebensgefahr. Und dabei ist es dringend nötig, daß sie so schnell wie möglich weggeräumt werden! Nicht minder heftig tobte der Kampf in dem angrenzenden sogenannten Saboteur. Auch hier gibt es nichts mehr zu retten oder zu erhalten; in einem Umkreise von 15 Kilometern ist so ungefähr alles völlig verwüstet. Nur in Kellern oder unter Trümmern können vielleicht hier und da noch einzelne Leute ausharren. Die bürgerliche Bevölkerung ist, soweit sie nicht schon längst aus eigenem Antriebe die Flucht ergriffen hat, durch die militärischen Behörden weggeschickt worden, und zurückgeblieben ist nur eine kleine Anzahl von Frauen in mittleren Jahren, die sich erboten haben, für die französischen Soldaten zu kochen und zu waschen. Dies Angebot ist mit Dank angenommen worden, und es gehört Mut zur Erfüllung dieser Aufgabe, denn auch die Klage, wo die Feldflächen stehen, sind keineswegs schmerzfrei, und besonders, wenn eine schwere Granate herankommt oder eine „Laube“ ihre Grube herabwirft, ist das Geschick der Küche und Köchinnen recht sehr gefährlich.

Nicht geringerer Erbitterung als um Souchez wurde in Reubille gekämpft. Neuville ist oder war ein Ort von 4000 Einwohnern. In seinen Straßen hat eine ganz richtige Schlacht stattgefunden. Die Deutschen schossen aus den Kellern, die Franzosen suchten sie mit Handgranaten zu vertreiben. Wenn es den Franzosen gelang, vorzudringen, so hielten die Deutschen doch auf jedem einzunehmen gedachten Punkte gleich immer wieder von neuem Stand, und immer wieder vermochten sie in kurzem Abstande in neuen Stellungen sich festzusetzen. Von einer regellosen Flucht, so bemerkt der holländische Beobachter, habe ich noch niemals etwas gemerkt, und das ist es, was das Vordringen der Franzosen so überaus schwer und so verlustreich an Menschenleben macht. In den Straßen von Neuville lagen die Toten wie Früchte, die der Herbstwind von den Zweigen geschüttelt hat. Und dazu überall diese Rasse Fliegen, die fast alle von Leichen angezogen sind! Wen sie stechen, der kann schmerzhaft, unter Umständen sogar tödliche Wunden davontragen, und der Holländer hatte sich bei seinem Besuche der Schlachtfelder aus diesem Grunde vornehmlich mit einer Dienstmütze geschützt, die er in einem Bauerneugehörte aufgetrieben hatte. Die Leichenfresser pflegen sich ihr Gesicht und andere ausgelegte Körperteile mit stark riechenden Flüssigkeiten, wie z. B. Petroleum, zu bestreichen.

Erschütternden Bildern begegnet man auf Schritt und Tritt. Ich sah, so heißt es in dem Bericht, einen jungen französischen Infanteristen unmittelbar neben einem kräftig gebauten Deutschen liegen, die einander mit ihren Bajonetten sich in die Seite getroffen und so getötet hatten. Zuweilen sieht man die Leichen der Feinde förmlich einander in den Armen liegen, im Tode vereint, nachdem sie sich kurz vorher gegenseitig das Leben genommen hatten. Glücklicherweise gibt es auch manches, bei allem Ernste verisimilische Bild. So wurde der Holländer Zeuge, wie ein französischer Soldat, dem das Bein gerammt war, einen gefangenen, schwer verwundeten Deutschen durch einen Trunk aus seiner Feldflasche erquickte. Für beide war glücklicherweise noch Hoffnung, zusammen wurden sie in den Krankenwagen geschoben und zum Lazarett abgeführt. „Man kann glauben, daß in solchen Augenblicken die Vermunden sein Gefühl des Hasses befeelt. Ueberhaupt habe ich auf dem Schlachtfelde von eigentlicher Hasses ebensowenig wie von eigentlicher Vegerierung gemerkt. Es herrscht dort eine ganz besondere Art von Gleichgültigkeit, die ich eine Art von Nusch nennen möchte.“

Ein Ueberlebender vom „Leon Gambetta“.

Ein Ueberlebender des „Leon Gambetta“, der, nachdem er 14 Stunden im Meere herumgetrieben war, endlich von zwei italienischen Torpedobooten entdeckt und ausgefischt wurde, schildert seine Erlebnisse in der verhängnisvollen Nacht im „Temps“.

Kurz nach Mitternacht — er hat gerade die ihm zufallende Wache in einem der Geschützräume übernommen — gerührt eine Explosion, die den gepanzerten Koloss bis ins Innerste erschütterte, die Stille der Nacht. Ein Torpedo hat den Bug getroffen, und noch ist nicht soviel Zeit gefunden, um sich über das Geschehene klar werden zu können, als schon eine zweite Explosion in der Mitte des Schiffskörpers erfolgt. Der Erzähler ist im Augenblick aus dem Turm auf das Deck hinaus. Aber infolge der riesigen Leck, in die das Wasser unaufhaltsam hineindringt, liegt das Schiff schon schwer nach Backbord über. Die mit jeder Sekunde stärker werdende Neigung nach einer Seite erlaubt bereits nicht mehr, die Boote zu Wasser zu bringen. Die Masten neigen sich dem Meeresspiegel entgegen. Es gilt, auf gut Glück den Sprung in die Wellen zu versuchen und sich auf die eigene Schwimmkunst zu verlassen. Im Augenblick des Aufstehens prallt die Steuerbordseite des Schiffes gerade völlig überfallend den Brack dicht bei dem Masten herunter. Jemand etwas versetzt ihm einen furchtbaren Hieb auf den Arm. Schon gibt er sich verloren und sieht sich von dem Untergang mit in die Tiefe gezogen. Aber während er noch unten im Wasser kämpft, bleibt das Schiff einen Augenblick lang noch den Kiel nach oben gerichtet schwimmen. Im Herumtoben hat er irgendwie zwei Holzstücke gepackt und taucht an die gesammelte an die Oberfläche des Wassers empor. Es war höchste Zeit. Riesige Strudel hinter sich lassend, versinkt der „Leon Gambetta“ in die Tiefe.

Wie ein Spielzeug wird die kaisende Strömung die zwei Holzstücke mit ihrer menschlichen Last um und um. Als er ein wenig wieder zur Besinnung kommt, sieht er, daß zwei Boote noch von dem sinkenden Schiffe sich befreit haben, ein großes Boot und die Dampfmaschine des Admirals. Das große Fahrzeug eifert sich bereits. Statt der 35 Leute, die zu tragen es berechnet war, birgt es deren 108. Das Wasser dringt durch die Löcher, die zur Ausnahme der Aicmen bestimmt sind, in Strömen hinein. Mit ihrem eigenen Gewicht versuchen die Insassen dem Wasser den Weg zu verstopfen.

Es gilt den allmählich sich entfernenden Booten nachzukommen. Zwei Meilen weit kämpft der Schwimmer mutig darum, den Abstand zwischen sich und den Fahrzeugen zu verringern. Da immer noch kein Land am Horizont erscheint, wirft er sich auf den Rücken, um sich an den Holzstücken zu halten und auszurufen. Eine Reihe Leuchtböjen in der Ferne sind die Zeitsperre, die der verzweifeltsten Fahrt leuchtet. Schließlich ist die Dampfmaschine erreicht — aber da ist keine Hoffnung auf Rettung zu erblicken, schon allzu viele haben sich ihr anvertraut. Vorsichtigerweise hält er sich dem Fahrzeug fern, das dem Untergang geweiht scheint. Doch bietet sich eine andere Zukunft. Der Mast eines anderen Bootes treibt auf den Wellen; ihm vertraut er sich an, und von hier aus sieht er, wie die Dampfmaschine mit den 80 Leuten, die sich darin drängen, versinkt. Nur die Hälfte von ihnen kann schwimmen.

Der Erzähler findet sich mit zwanzig anderen zusammen allein auf den Bootsmast angewiesen, dessen Tragfähigkeit sie mit einer großen Platte erhöhen, die ihnen zutrifft. Aber um 8 Uhr morgens sind sie nur noch zu zweien. Endlich um 3 Uhr nachmittags jagen zwei italienische Torpedobootsgepörscher heran. Also hat die große Paralle doch noch das Land erreicht, und man hat sich zur Rettung der Ueberlebenden aufgemacht. Nach einer furchtbaren Nacht und einem hoffnungslosen Morgen fühlt er endlich wieder den Boden eines Schiffes unter seinen Füßen. Ohnmächtig sinkt der Erschöpfte in die Arme seiner Retter.

Der Zeichenunterricht im Kriege.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Potsdamer Straße 120) zeigt an vielerlei Ergebnissen des Unterrichts, an Auf-

gaben, Zeichnungen und Arbeiten der Handfertigkeitsstunden, welchen Einfluß der Krieg auf die Schule hat. Zur Erläuterung des Zusammenhangs der Materialien sind einige Beiträge gehalten worden. Dienstag sprach der Geheimdeputationsrat Prof. Dr. Ballat über die Kriegszzeichnungen von Schülern. Man ließe sich manches über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des Sches, das der Krieg in dem Schulunterricht gefunden hat, ausführen. Nicht zum wenigsten könnte solche Kritik unter dem Eindruck der betrübenden Tatsachen von der ungewöhnlich steigenden Kriminalität der Jugendlichen, wie sie der Münchener Oberstudienrat Dr. Georg Herdendorf kürzlich mitteilte, geübt werden. Es hat sich (wie der „Vorwärts“ auch schon berichtete) herausgestellt, daß für die Jugendlichen die Höhe der Straffälle während der ersten drei Monate dieses Jahres bereits die Höhe des gesamten vorigen Jahres erreicht hat; das heißt, die Kriminalität der Jugendlichen hat sich zum mindesten verdreifacht. Solange für diese Erscheinung keine andere Erklärung gefunden ist, solange müssen wir sie als eine Nebenfolge des Krieges, der durch ihn gestörten Regelmäßigkeit des Erziehungsverlaufes, aber auch der durch ihn krankhaft gesteigerten Neigung zu Gewalttätigkeiten und anderen unsozialen Betätigungen, auffassen. In solchen Zusammenhängen wird man auch die Kriegszzeichnungen der jüngeren oder älteren Schüler nicht ohne einige Einwendungen betrachten. Es war nun außerordentlich interessant zu hören, daß auch Ballat der Meinung ist, es solle mit den Kriegszzeichnungen einigermaßen sparsam umgegangen werden, es solle vor allem nicht ins Vergessen kommen, die Kinder auch auf die übrige noch existierende Welt hinzuweisen. Sehr richtig erinnerte Ballat daran, daß durch die vielen illustrierten Tagesblätter, durch die darin abgebildeten Photographien oder Zeichnungen, die Realität der Kinder bereits so sehr während der zehn Kriegsmomente beeinträchtigt worden sein muß, daß bald von einem unbeeinträchtigten, frischen Zeichnen der Kinder aus der eigenen Vorstellung heraus kaum noch die Rede sein können.

Das Ergebnis einer vergleichenden Betrachtung solcher kindlichen Kriegsbilder bestätigt die alte Theorie, daß auch für das Zeichnen die Drogenese eine verklärte Phylogenie ist. Das Kind durchläuft auch zeichnend in schneller Folge die Entwicklungsstadien seiner Ahnenerbe. Die ersten Kinderzeichnungen ähneln den Zeichnungen der Bushmänner oder den Steinzeitmenschen, wie man sie in vorgeschichtlichen Erdhöhlen gefunden hat. Auch sonst enthält die Zeichnung des Kindes manch psychologisches Geheimnis. Deutlich scheiden sich Mädchen und Knaben, deutlich zeigt sich das zwischenweilige Ranzmen des Sehens, die Organisation der Flächen und die Eroberung des Raums. Die Zeichnungen der Mädchen bevorzugen das Sentimentale, den einsamen Soldaten, den Wachtposten und das Kriegsgeschehen, wie es Hund oder Pferd betrauen. Die Knaben fügen sich in das Gemälde des Kampfes und versuchen, mit großen Waffen, mit weitgespannten Landmaschinen und gedrängten Haufen erregter Krieger fertig zu werden. Wenn die Mädchen einen Schützengraben zeigen wollen, so möblieren sie ihn mit zärtlichen Einzelheiten.

Viele dieser Mütter sind nun von einer ganz erstaunlichen Sicherheit und Reichhaltigkeit des Sehens, auch von einer, dem Erwachsenen fast unerklärlichen, Gewandtheit der Wiedergabe. Wenn auch die ganz hilflosen Anfänger der Jüngsten (deren Absichten immer erst durch die aufhorchenden Worte des Lehrers deutlich werden) den eigentlichen Reiz der Kinderzeichnungen darbieten, so wird kein Empfindlicher leugnen können, daß auch unter den Müttern der älteren Kinder, der 8- bis 13jährigen, viel Lustiges, viel Erstaunliches und Vieles, was von hundert Erwachsenen kaum einer so nachzumachen vermöchte, vorhanden ist. Durch diese letzte Einsicht erledigt sich der Vorwurf, der merklichdigerweise auch heute noch hier und da dem neuen Zeichenunterricht gemacht wird, nämlich der, daß die Lehrer die Kinder künstlich zu Künstlern erzogen. Das ist einfach Unsinn. Die wenigsten der Lehrer werden auch nur annähernd so interessante und lebendige Blätter wie ihre Schüler machen können. Dazu kommt, daß die Leiter des neuen Zeichenunterrichts immer wieder vor der gewiß großen Gefahr warnen, in die Schule einen tödlichen Dilettantismus, das Wildermalen von Winderjährigen, zu tragen. Auch gestern hat Ballat das nachdrücklich getan. Er wandte sich gegen alle sogenannte Methodik, gegen jede Schablone, gegen jedes Geschmacksdiktum; er tadelte die Wiener, die den Kindern einen gewissen Rhythmus, eine bestimmte Art der Umfassung, kurz gewisse künstlerische Bedingungen wollen. Im allgemeinen dürfen wir, glaube ich, mit dem modernen Zeichenunterricht auch nach dieser kriegerischen Probe ganz zufrieden sein. Er hilft die Augen heller

Die Erweckung der Maria Carmen.

31] Von Ludwig Brinkmann.

„So werden wir Eindringlinge hier auch zugrunde gehen; ich habe damit längst abgeschlossen.“

„Was Sie doch für Unsinn reden, Ward! So schnell wird sich solche Prozesse nicht ablösen! Wir beide werden dem Koffenschiffal noch mindestens fünfzig Jahre widerstehen, hoffe ich; nicht wahr, Ward?“

„Ja, danke Ihnen für Ihre gute Meinung; aber Sie können mir wirklich nichts mehr machen; ich habe meine Beweise. Meine Lebensversicherungsgesellschaft hat es abgelehnt, mir eine weitere Police auszustellen.“

„Ihre Lebensversicherungsgesellschaft?“

„Ja, ich habe vor ein paar Wochen geschrieben und bekam heute meinen Bescheid. Sie hat ihren Vertrauensarzt, den Doktor Castanores aus Caracas, beauftragt mich zu untersuchen, und der Mann hat den Leuten mitgeteilt, er könne sich die unbequeme Reise sparen, da er mich zu genau kenne, als daß er den Abschluß einer Versicherung befürworten könne. Das ist alles! Und so Unrecht kann ich dem Manne auch nicht geben,“ fügte Ward mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu.

„Über was in aller Welt brachte Sie denn auf diesen unglücklichen Gedanken, sich während Ihres — Unwohlseins lebensversicherung zu lassen? Damit hätten Sie doch wohl ein wenig warten können, bis Sie sich wieder vollkommen erholt haben!“

„Das ist nicht in einem Worte zu erklären,“ sagte Ward. Und er begann, durch seinen Husten und seine Ermüdung und ebenso oft auch durch meine erstaunten Querfragen unterbrochen, seine Erzählung, die ich mir wegen ihrer Seltsamkeit notiert habe.

Wards Vater Samuel stammt aus Boston; er hat sich aber bereits in jungen Jahren als Kaufmann in St. Paul niedergelassen. Minnesota war damals durchaus neues Land, voller reicher Hoffnungen und Möglichkeiten, eine andere, von Neugland durchaus verschiedene Welt; aber Herr Ward sen. hatte seine schöne bostonische Krämerleie unverfehrt hierher gerettet. Seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die heimischen, ererbten Tugenden, die durch die wilden Sitten des Wilden Westens nicht im geringsten beeinflusst wurden, machte sich dann auch, wie stets das Gute, am Ende belohnt. Samuels Geschäft, das mit nur fargen Mitteln gegründet worden, blühte auf und brachte seinem Besitzer ein kleines Vermögen. Nun wollte es der Zufall, daß sich Herr Ward sen. in die hübsche Tochter eines wohlhabenden Nachbarn mit der ruhigen Leidenschaft eines älteren

Herrn, der aus Massachusetts stammt, verliebte. Da gerieten seine Reigungen und seine ökonomischen Grundsätze — denn ihm war die Ehe als ein vielleicht schönes, sicher aber kostspieliges Vergnügen bekannt — in qualvollen Widerspruch, und er wußte sich keinen Ausweg. Eine Frau zu erhalten würde ihn ja zur Not noch bezahlt machen, meinte er, aber Kinder . . . da könnte er das Geld doch lieber gleich zum Fenster hinauswerfen . . .

Unter seinen Bekannten war aber ein gewiegter Agent der New York Equitable Life Insurance Company, der dem glücklichen Liebenden einen derartig einleuchtenden Finanzierungsplan unterbreitete, daß Herr Ward am selben Tage um die schöne Nachbarstochter anhielt; und da er als ein Gentleman von möglichem Lebensgewohnheiten und als guter Hauswirt bekannt war, wurde seine Werbung auch angenommen. Pünktlich erblickte dann unter Freund Arthur zu dem von der Natur gesetzten Termine das Licht der Neuen Welt.

Herr Ward sen. aber hatte in seinem Hauptbuche ein Konto „Arthur“ eingerichtet, das unter einem Datum zwei Monate vor der Geburt unseres Freundes mit einer Eintragung also begann: zu Elisas Unterstützung ein zweites Mädchen angenommen, eine Woche Lohn 250 Dollar, eine Woche Verpflegung (geschätzt) 220 Dollar, und das so weiter ging, einige bedeutende Arzt- und Hebammenkosten, Arzneien, Wäsche, eine Wiege, dazu das vorhin erwähnte Mädchen das ganze Jahr hindurch mit Lohn und Verpflegung (geschätzt) und mit Geschenken, Arthurs Verpflegung (geschätzt) usw. usw. ausführte und sich zu ungefähr 400 Dollar zu unseres Freundes erstem Geburtstage aufsummieren hatte.

An diesem Termine ließ Herr Ward sen. das Leben seines Erstgeborenen mit 400 Dollar verichern; „stirbt er beim Zahnen, was Gott verhüten wolle, so habe ich wenigstens meine Vorauslagen zurück,“ sagte Herr Ward sen. zu seiner Gattin Eliza, der das gewiß ein großer Trost war.

Dasselbe Konto wurde für das zweite Lebensjahr fortgesetzt, dessen Summe zu Herrn Wards sen. höchster Befriedigung viel kleiner ausfiel, trotzdem es zwei Kosten enthielt, die im ersten Jahre nicht vorkamen, nämlich: Zinsen für 400 Dollar zu 5 Proz. 20 Dollar, Versicherungsprämie für Police Nr. 1 8.75 Dollar.

Diese Summe betrug mit den beiden erwähnten Posten gerade 300 Dollar, und Herr Ward nahm dafür eine weitere Police zu seinen Gunsten auf das Leben seines Sohnes. Der Grund, warum das Jahr relativ so billig geworden war, lag darin, daß Arthur ein Schwesterchen bekommen, auf dessen Konto die halben Kosten für die schwarze Dienerin gerechterweise übertragen wurden.

Aber unser Freund wurde von Jahr zu Jahr teurer; er aß und trank mehr, stellte größere Ansprüche an Kleidung,

es kamen Taschengeld, Schulkosten usw. usw. hinzu, und die fünf Prozent zu verzinsenden Summen und die Prämien-gelder mehrten sich in erschreckender Weise. So kam es, daß die Gesamtsumme seiner Versicherungen sich auf etwa 6500 Dollar belief, als Arthur 14 Jahre alt war.

Nun war der Augenblick gekommen, daß Herr Ward sen. glaubte, es sei Zeit, seinen Erstgeborenen in ein Bankhaus als Lehrling zu geben, damit er die Grundlagen des Geldgeschäfts kennen lerne, und der gewissenhafte Vater hatte mit einem Anfangsgehalt von zwei Dollars pro Woche einen Platz in einem großen Kontor zu Chicago für seinen Sohn erwirkt.

Als er ihn davon in Kenntnis setzte, richtete Herr Ward etwa folgende Ansprache an Arthur:

„Du gehst nun nach Chicago und bist fortan eine selbständige wirtschaftliche Persönlichkeit. Damit will ich nicht sagen, daß ich Dich nicht in allen Deinen Taten mit meinem Rate und auch mit meinen finanziellen Hilfsmitteln unterstützen will; aber eine kleine Ueberlegung wird Dir beweisen, wie wichtig es ist, diese letztere in möglichst geringem Umfange in Anspruch zu nehmen.“

Du repräsentierst ein Kapital von 6500 Dollar, die ich für Dich angesetzt habe, wie ich Dir aus meinen Büchern beweisen kann. Da Du jeden Tag sterben kannst, muß ich dieses Kapital sicherstellen — eben durch Lebensversicherungen. Ich muß mir dieses Geld mit fünf Prozent verzinsen lassen, was 325 Dollar beträgt, und habe an Prämien etwa 175 Dollar zu bezahlen; macht 500 Dollar. Dazu kommt, daß ich Dir im Laufe dieses Jahres eine Unterstützung zum Leben gewähren muß, deren Größe von Deiner Fleiß und Deiner Sparsamkeit abhängt; ich lege dieselbe schätungsweise mit 200 Dollar aus; dies zusammen zwingt mich, eine neue Versicherung von 700 Dollar übers Jahr zu nehmen.“

Ich sage Dir das aus drei Gründen: einmal um Dir zu beweisen, daß Du mit Deinen zwei Dollar wöchentlich die denkbar schlechteste Kapitalanlage bist, daß Du also unter allen Umständen sparsam, sehr sparsam sein und streben, sehr streben mußt, Dich besser zu rentieren. Zweitens mußt Du wissen, wieviel Du wert bist: daß Du um mindestens 600 Dollar unterbezahlt wirst, was Du als Argument benutzen kannst, wenn Du bei Deinen Chefs um eine Gehalts-erhöhung einkommst. Und schließlich wirst Du bemerken, wann endlich der Zeitpunkt kommt, an dem Du wirklich etwas verdienst, nämlich erst dann, wenn Du ohne jede Unterstützung Dich erheben, wenn Du zweitens die sämtlichen Versicherungsprämien allein bezahlen und drittens mir das für Dich aufgewandte und durch die Höhe der Versicherung ausgedrückte Kapital mit fünf Prozent verzinsen kannst; erst wenn diese drei Bedingungen vereinigt erfüllt sind, darfst Du aufhören, neue Versicherungen aufzunehmen, erst dann darfst Du sagen, daß Du selbständig bist.“ (Fortf. folgt.)

und die Hand geläufiger machen. Er übt das Sehen, die Vorstellung, die Phantasie.

Es ist darum fast unverständlich, warum in einem Aufsatz in dem jetzt erschienenen Heft der „Weichen Blätter“ Dr. Adolf Wehne folgende Sätze schreibt: „Der alte Zeichenunterricht, den wir noch hatten, nach Gips, akademisch zopfig, trostlos hausbacken, war gewiß nichts Gutes, aber er ist weitlich sympathischer als dieser Schulimpressionismus, der noch dazu von aller Pädagogik erheblich weit entfernt ist... Vorteile des modernen Zeichenunterrichts? Ich weiß keine. Besser wäre es, die Jungen zu lehren, mit Zirkel, Reißbrett und Lineal vernünftig umzugehen, und auf den höheren Lehranstalten, in den Lyzeen, könnte mit größerem Vorteil das Photographieren gelehrt werden.“ Nun soll weder gegen den Zirkel und das Lineal, noch gegen den photographischen Apparat etwas gesagt sein. Das Linealzeichnen hilft ohne Zweifel die Vorstellungen organisieren, und durch Photographieren kann man die Natur beobachten und, was wichtiger ist, in harmonischen Auschnitten sehen lernen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß die lustigen Entdeckungsfreien, zu denen der von Wehne getadelte Zeichenunterricht unsere Jugend verführt, schädlich und überflüssig sind. Mit der Kunst des Impressionismus, einer Kunst höchst differenzierter, ebenso gereizter wie kritischer Nerven, haben die Kinderzeichnungen selbstverständlich nichts zu tun. Es kann wohl sein, daß solch ein Blatt, von einem Zehnjährigen gepinselt, uns mehr Vergnügen zu bereiten vermag, als die technisch einwandfreie Zeichnung eines Akademikers; aber niemals kann uns triebartig witternde Animalität für das zielstrebige Geistige, das das Kunstwerk kennzeichnet, irgend welchen Erfolg bieten. R. Br.

Eine Anstalt für Lufthygiene.

Drei Fragen sind für die öffentliche Gesundheitspflege der Städte von außerordentlicher Bedeutung: die Wohnungsfrage, die Beseitigung der Abfallstoffe und die Verunreinigung der Luft durch Rauch und Staub. Während die Bewohner jeder Stadt Deutschlands von der Notwendigkeit gesunden Wohnens und guten Trinkwassers überzeugt sind, lassen sich doch die Städte, die in gleicher Weise von der Notwendigkeit überzeugt sind, den Luftstrom über und zwischen sich rein zu halten, an den Fingern einer Hand abzählen. Deshalb stellt Direktor K. Reich (Erzherzog-Verlin) im „Gesundheitsingenieur“ die Forderung nach einer Landesanstalt für Lufthygiene auf. Man kann das, was bisher in Deutschland auf diesem Gebiete geschehen ist, nur als dürftig bezeichnen, und zwar liegt die Hauptschuld an diesen Verhältnissen nicht bei den Städten, sondern beim Reich und bei den Bundesstaaten. Eine staatliche Regelung ist bisher noch von keiner Regierung versucht worden. Allerdings muß zugegeben werden, daß die richtige Behandlung der Rauch- und Staubfrage eine derartig schwierige ist, daß gesetzliche und polizeiliche Maßnahmen nur dann erfolgreich sein werden, wenn sie eine sachwissenschaftliche Unterlage haben. Die Hauptschwierigkeit liegt in den örtlich verschiedenen Verhältnissen, welche eine reichsgesetzliche oder auch nur landesgesetzliche Regelung innerhalb der Grenzen unserer Bundesstaaten zunächst fast als unmöglich erscheinen lassen. Und doch scheint dies nur so. Die Schwierigkeiten verlieren sofort ihre Bedeutung, sobald man sich darüber klar ist, in welcher Art und in welchem Umfange ein gesetzlicher Zwang zur Vermeidung von übermäßigem Rauch und Staub möglich und durchführbar ist.

Das Reich kann eingreifen durch Schaffung eines „Luftrechtes“. Dieses Luftrecht wird und muß so wie so bald kommen im Interesse des Flugwesens. Eines der wichtigsten Kapitel dieses Rechtes wird das über die Reinhaltung der Luft sein. Von welcher Bedeutung die Beschaffenheit der Luft für das Flugwesen ist, ergibt sich ohne weiteres aus der Tatsache, daß, wie Zeitungen glaubwürdig berichten, Flieger, sowie sie das westliche Industriegebiet überfliegen, infolge der durch den Schornsteinqualm verursachten Undurchsichtigkeit der Luft die Orientierung verlieren.

Dieses Reichsgesetz darf natürlich nur ganz allgemein gehaltene Bestimmungen darüber enthalten, welche Anforderungen an die Reinhaltung der Luft im Interesse der öffentlichen Gesundheit sowie der Sicherheit und der Entwicklung unseres Flugwesens mindestens zu stellen sind; im übrigen aber muß es die einzelnen gehende Behandlung der Materie der Landesgesetzgebung überweisen.

Die Vorarbeiten hierfür müßten am besten vom kaiserlichen Gesundheitsamt durchgeführt werden, die Literatur auf einzelnen Gebieten der Rauch- und Staubfrage ist zum Teil bereits recht umfangreich und beachtenswert. An der Ausführung solcher wissenschaftlichen und technischen Arbeiten haben aber weder die Städte noch die industriellen Unternehmungen ein allgemeines Interesse, sondern nur der Staat. Außerdem hindern viele Städte ihre örtlichen Verhältnisse, d. h. der Umstand, daß sich in ihrem Bezirk viele Industrien angesiedelt haben, deren Weiterentwicklung und Wohlbestehen für den Steuerfiskus von oft ausschlaggebender Bedeutung ist. Es wäre zur Klärung aller Fragen die Errichtung einer Landesanstalt für Lufthygiene deshalb notwendig. Bei ihrer Schaffung könnte man nach dem Muster der legendenreich wirkenden Landesanstalt für Wasserhygiene verfahren. Die Vorbereitung und Durchführung der Angelegenheit wäre Sache des Ministeriums des Innern. Zu beteiligen sind aber die Ministerien der öffentlichen Arbeiten und für Handel und Gewerbe, wegen der vielen ihnen unterstehenden festen und beweglichen Feuerungsanlagen, das Landwirtschaftsministerium, wegen

der durch die Abgabe erzeugten Schäden in den Forsten und an den landwirtschaftlichen Kulturen, sowie das Kultusministerium, weil es zweckmäßig sein dürfte, an die technischen Hochschulen Versuchsfeuerstätten und Versuchskesselhäuser anzuschließen oder die schon bestehenden zu benutzen. Der Industrie und sonstigen Interessenten sind diese Kesselhäuser gegen Bezahlung insofern zur Verfügung zu stellen, als in ihnen für Rechnung der Auftraggeber bestimmte Arbeiten zur Durchführung gelangen könnten. Hierdurch würden auch die Studierenden mit der ganzen Frage vertraut werden.

Die „Landesanstalt für Lufthygiene“ muß sich mit allen Neuerungen befassen, sie muß Anregungen geben und organisieren, sie soll alle Verordnungen und Gesetze vorbereiten und begutachten, die in irgendeiner Form Einfluß auf die Rauchbelämpfung besitzen könnten. Sie hätte Wanderausstellungen zu organisieren, die namentlich in solchen Orten gezeigt werden sollen, welche viel unter der Rauchplage zu leiden haben. Mit diesen Ausstellungen wären vielleicht Kurse für Interessenten und Vorträge für die Allgemeinheit zu verbinden. Von großer, ja man kann sagen ausschlaggebender Bedeutung ist auch eine zweckmäßige Ausbildung der Geizer.

Eine andere Abteilung der Anstalt würde sich mit der Staubfrage, der Reibsch- und Müllfrage und mit der Frage des Straßenlärms zu befassen haben.

Kleines Feuilleton.

Die Mütter.

Der „Labour Leader“ veröffentlicht in seiner Nummer vom 3. d. Mts. das folgende Gedicht, dessen Uebersetzung, von Henriette Fürth, die „Frfr. Ztg.“ mitteilt.

Von einer Mutter an eine Mutter in Feindesland.

Erschlug mein Sohn den deinen? Konnt's gescheh'n?
Den meinen hab' ich, und er ward gesund.
Nächt' länger nicht vor meiner Seele steh'n
Das Bild von deinem Sohn, so todeswund.

Nicht's heißt die Wunde dir, den bitteren Schmerz,
Rein Bittgebet gibt dir den Sohn zurück.
Die Kugel, die ihn traf, ging dir ins Herz
Und schlug in Trümmer all dein Lebensglück.

O Gott der Gnade! Kann das, darf das sein?
Rein güt'ger, ritterlicher, stolzer Sohn!
O daß ich doch mit allem, was da mein,
Das Unrecht sühnen könnt' vor Gottes Thron!

Herbroch'ne Mutter! Dein gebeugtes Haupt
Nächt' betten ich an meine wehe Brust
Und trösten dich, die wir so schwer beraubt.
Verzeih! Verzeih! Wir haben ja gemußt!

Und ewig brennt in seiner Hand das Mal,
Das Mal von deines Sohnes Blut so rot.
Ich grüße, Schwester, dich in tiefer Qual,
Mit dir trag' ich der Schmerzen bitt're Not.

Caval Ring.

Cool will den Gaurisankar besteigen.

Die aus Amerika berichtet wird, beschäftigt Dr. Frederic A. Cool, der unstrittene Entdecker des Nordpols, nichts Geringeres, als den Gaurisankar, den höchsten Berg der Erde, zu besteigen. Ein Chicagoer Journalist hat Cool ausgefragt und dieser sagte:

Winnen vierzehn Tagen werde ich mit einer Gesellschaft von zwölf Personen nach Tibet aufbrechen, um von hier aus nach dem Himalaja vorzudringen und den Mount Everest, den höchsten Gipfel der Welt zu besteigen, den bisher noch keines Menschen Fuß berührt hat. Ich nehme zwölf Personen mit, um für meine Entdeckungen in der Zukunft auch Zeugnis zu haben. Die Kosten der Expedition werden von einer Aktiengesellschaft bestritten, die Aktien zu hundert Dollar das Stück ausgibt. Das Aktienkapital ist schon gezeichnet. Ich hoffe, bereits im Juli in das Himalajagebirge vordringen zu können; wahrscheinlich werden wir acht Monate unterwegs bleiben.

Cool richtete dem Journalisten weiter, er sei während der letzten zwei Jahre auf Reisen gewesen, habe Vorträge gehalten und sei überall liebenswürdig aufgenommen worden. Er hält übrigens nach wie vor daran fest, den Nordpol erreicht zu haben, und er bestreitet ebenso ausdauernd wie früher Pearls Glaubwürdigkeit. Was die Besteigung der höchsten Himalajagipfel anbelangt, so haben dort der Herzog der Abruzzi und die Amerikaner Mr. S. S. Cook-Borison Berge bis zu mehr als 7000 Meter Höhe bezwungen. An den Gaurisankar hat sich bisher jedoch noch niemand gewagt; er thront noch in unerreichter, schneebedeckter Höhe.

Die Kinematographie in natürlichen Farben.

Wenn im Kino auf der Leinwand das Schwarzweiß von farbigen Bildern abgelöst wird, kommt einem eigentlich zweierlei klar zum Bewußtsein, die Unvollkommenheit des Schwarzweißbildes und die Unzulänglichkeit des Kolorierens, trotzdem hier, daß sei zu geben, schon Ersprießliches geleistet wurde. Auch kann man sich kaum einen rechten Begriff von der Arbeit machen, die nötig ist, um die Tausende von Filmbildern richtig zu bemalen. Die Photographie in natürlichen Farben hat schon recht erhebliche Verdienste aufzuweisen und wird nicht nur in der Wissenschaft mit viel Erfolg angewandt. Das Verfahren besteht bekanntlich darin, daß mikroskopisch kleine durchscheinende rot, grün oder blau gefärbte Stärkekörnchen als Lichtfilter in gleichmäßiger Verteilung auf der Platte angebracht werden. Es soll nun R. Ruth gelungen sein, das hier kurz geschilderte Verfahren der Photographie in natürlichen Farben auf den Film zu übertragen. Als Farbenfilter dienen dabei nicht farbige Stärkekörnchen, sondern winzige Farbenkugeln. Es soll gelungen sein, diese Filterdicht so dicht mit dem Film zu vereinigen, daß sie den großen Ansprüchen, die an die mechanische Festigkeit eines Filmbandes gestellt werden müssen, genügt.

Ein wirklicher „Wilder“.

Von einem neuen Kalpar Gauer erzählt eine interessante Mitteilung, die Dr. Hans Henning in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ macht. Im Urwalde von Guatemala wurde vor einigen Jahren ein Mensch gefunden, der bis in sein Mannesalter hinein noch keinen anderen Menschen, weder einen Weißen noch einen Indianer, gesehen hatte. Es war ein ausgewachsener, sehr kleiner, auffallend häßlicher, stark behaarter Mann, offenbar eine Pygmäe, der beim Anblick des weißen Farmers, der ihn fand, in erschreckender Schrecken verfiel, aber schließlich doch erst nach tapferer Gegenwehr überwältigt werden konnte. Er verstand nicht zu sprechen, sondern stieß nur Schreie aus. Auf die Farm geführt, verweigerte er zunächst jede Nahrung. Man ließ ihn sich seine Nahrung selber suchen und stellte fest, daß er rein pflanzliche Nahrung wählte. Später wurde er an das Essen in der Farm gewöhnt. Der Wilde war verschlossen, lachte nie, lernte mit der Zeit etwas indisch sprechen; auch nahm er schließlich, wenn auch mit Widerwillen, Kleidungsstücke an. Zur Arbeit mußte er gezwungen werden. Vor Frauen hatte er große Scheu und lief vor ihnen weg. Er weigerte sich, sie zu sehen. Er wollte auch nicht ein eingeborenes Mädchen heiraten. Als er aus gewissen Vorbereitungen merkte, daß weiblichen Besuch auf der Farm bevorstand, lief er weg und kam erst nach Monaten wieder. Es schien, als ob er zurückkam, weil er sich an warme Getränke und andere Bedürfnisse gewöhnt hatte. Auch in der Folge verschwand er periodenweise, um immer wieder zurückzukehren. Am Orte nimmt man an, daß dies Individuum als Kind im Urwalde ausgelegt worden ist und von da an ohne jede Kenntnis von Menschen lebte; die Indianer faßten es jedoch nicht als ihrgleichenden auf, sondern verhöhnend und verspotteten ihn und nannten ihn einen „Wilde“. Wahrscheinlich ist es, daß er der letzte Sproß eines Pygmäenvolkes ist, wie es im benachbarten Honduras vorkommt. Wenn diese Pygmäe nicht unterdessen durch die Kultur der Farm „verbildet“ worden ist, dürfte sie ein wertvolles Objekt für das Studium des — theoretisch so oft konstruierten — Naturmenschen abgeben.

Keimfreie Wundbehandlung.

In der Akademie der Medizin in Paris hat A. Delbet Mitteilungen über die jüngsten Erfahrungen in der Wundbehandlung gemacht, deren Ergebnis der vollständige Sieg der aseptischen über die antiseptische Behandlung bildet. Delbet lehnt die früher in so reichlichem Maße bei der Wundbehandlung angewandten desinfizierenden Mittel, wie Jodoform, Aether, Jollenstein usw., als durchaus ungeeignet ab. Aufgabe und Ziel der Behandlung ist vielmehr die Erhöhung der natürlichen körperlichen Widerstandsfähigkeit. Mit den alten Desinfektionsmitteln soll auch der alte Verband fallen. Nicht die hermetischen Verbände, zu denen man bisher hielt, sondern vielmehr leichte Verbände ohne Watte und Bindel! Streng aseptische Behandlung, Lichtkur und Verwendung von Lösungen, deren Molekularbeschaffenheit sich möglichst der des natürlichen Blutes nähert, bilden die Mittel moderner keimfreier Wundbehandlung.

Notizen.

— Musikchronik. Im Deutschen Opernhaus gastiert Eva von der Osten am Sonnabend, den 19., und am Sonnabend, den 26. d. Mts., als Martha in „Tiefland“.

— Was die römischen Legionäre verzehrten. Die römischen Legionäre bekamen, bei einer Maximallast von 126 römischen Pfunden = 42,200 Kilogramm für Bekleidung, Rüstung, Waffen und 16 tägigen Proviant und bei einem mittleren Körpergewicht von 70 Kilogramm, 852 Gramm Weizen für Kleievollkorn, 117 Gramm gebratenes Hammelfleisch oder jeden dritten Tag 96 Gramm Schweinefleisch oder Speck, 1 Unze = 27 Gramm Käse, 1 Sertarius = 0,5 Liter Wein und 21 Gramm Salz. Diese Rationsmenge entspricht 120,7 Gramm Eiweiß, 44 Gramm Fett und 617 Gramm Kohlehydraten; sie repräsentiert einen Wert von 3342 Kalorien. Ungefähr auf derselben Höhe halten sich, wie Dr. Grandjean-Hirter in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ berechnet, die Verpflegungssätze der modernen europäischen Heere.

Deutscher Arbeiter-Wanderbund
„Die Naturfreunde“.
Crdzgruppe Berlin.
Wir veranstalten in der Nacht vom 26. zum 27. Juni 1915 in „Lornows Idyl“ zu Teupitz unsere diesjährige
„Sonnenwende am Teupitzsee“.
Eine reiche und würdige Festfolge ist vorbereitet.
Preis der Teilnehmerkarte einschließlich Festschrift und Bahnfahrt Königs-Wusterhausen-Teupitz 65 Pf.
Preis der Platzkarte einschließlich Festschrift 25 Pf. (ohne Bahnfahrt).
Abfahrt der Exkursionsabteilung Königs-Wusterhausen Sonnabend, den 26. Juni, abends 7.50 und 10.00. Anschluß: Görlitzer Bahnhof — Vorortverkehr 6.40 und 8.40, Fernverkehr 7.15.
Rückfahrt: Sonntag, den 27. Juni, abends 6.00 von Teupitz mittels Exkursionszug.
Gäste willkommen!
Teilnehmerkarten sind bis Mittwoch, den 23. Juni, zu haben bei F. Kruke, Markmannstr. 11, G. Döse, Boyenstr. 19, W. Strandl, Schinkelheiner Straße 40, Paersch, Oldenburger Str. 10, B. Ullrich, Ritterstraße 123, Witwe Albert, Hagelberger Str. 52, Horch, Engelstr. 15.
Die Beauftragten.

Liquidations-Bilanz der **Möbelfabrik „Fortuna“** Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung vom 23. Mai 1915.

Aktiva.	
Kassafondo	108,22
Reservefondos	446,—
Banlfondo	4 414,22
Inventarfondo	13 402,80
Warenfondo	13 701,05
Kontokorrentfondo	7 211,50
	RM. 39 378,79
Passiva.	
Kapitalfondo	2 500,—
Rückstellungen	11 133,13
Darlehensfondo	21 297,—
Kontokorrentfondo	4 448,66
	RM. 39 378,79

Die Liquidatoren:
Gustav Berger, Rich. Wolf,
Gustav Sohnsburg.

Sozialdemokratischer Wahlverein
I. d. 4. Berl. Reichstagswahlkreises.
Frankfurter Viertel. Bez. 283 II.
Den Mitgliedern zur Nachricht, daß unser Genosse, der Galimit
Friedrich Grandjeus
Andreasstraße 37
gestorben ist.
Ehre seinem Andenken!
Die Beerdigung findet am Montag, den 21. Juni, nachmittags 3 Uhr, von der Leichenhalle des Central-Friedhofes in Friedrichsfelde aus statt.
Um rege Beteiligung ersucht
Der Vorstand.

Fern von den Seinen und als Opfer des Weltkrieges verstarb am 19. Juni 1915 an den Folgen eines Kopfschusses unser lieber, guter Sohn, Bruder und Brautigam, der Vizefeldwebel
Paul Schubert
Reserve-Reg. 18, 11. Komp., im blühenden Alter von 26 Jahren, im Feldlazarett.
Dies seligen Heftetrübt und Schmerzerfüllt an
Ernst Schubert und Frau
und Geschwister.
Gertrud Mühl als Braut.
Berlin-Schöneb., Belgier Str. 60.
Ihm der Friede, und der Schmerz.

Verband der Gastwirtsgehilfen.
Berlin Sektion I.
Nachruf.
Am 14. Juni verstarb unerwartet, infolge Herzschlags, unser langjähriger Mitglied, der bei der Allg. Christenkassee angestellte Kollege
Fritz Heilmann.
Seine Ueberzeugungstreue und Anhänglichkeit zu seinen ehemaligen Berufsgenossen, wie nur noch wenige zu finden sind, sichern ihm eine dauernde Erinnerung in unseren Reihen.
30/1 Die Ortsverwaltung.

Allgem. Kranken- u. Sterbekasse der Metallarbeiter.
Gamburg (S. a. G.).
Sonnabend, den 19. Juni, abends 8 1/2 Uhr, bei Wittenberg, Andreasstr. 26:
Mitgliederversammlung
Tagesordnung:
1. Kassenbericht.
2. Wahl der Ortsverwaltung.
3. Beschlüsse.
Zahlreichen Besuch erwartet.
1896 Die Ortsverwaltung.

Henkel's Bleich-Soda
für alle Küchengeräte

Todes-Anzeigen

Deutscher Metallarbeiter-Verband
Verwaltungsstelle Berlin.
Nachruf.
Dem Kollegen zur Nachricht, daß unser Mitglied, der Former
Karl Laudien
am 10. Juni gestorben ist.
Ehre seinem Andenken!
115/10 Die Ortsverwaltung.

Nachruf!
Köpenicker Viertel. Bezirk 165.
Den Mitgliedern feiner zur Nachricht, daß unser Genosse, der Fensterputzer
Otto Rudolph
Rammstraße 11a
am 19. Mai gestorben ist.
Ehre seinem Andenken!
212/19 Der Vorstand.

Am 5. Juni starb an seinen am 3. Juni erhaltenen Wunden unser Bezirksführer, der Maurer
Heinrich Richter
Unteroffizier des Landsturms.
Wir verlieren in ihm einen braven und pflichttreuen Parteigenossen.
Ehre seinem Andenken!
Die Genossen d. Bezirks 334, Teil I, d. 4. Berl. Reichstags-Wahlkreises.

Verband der Buch- und Stein-druckerei-Hilfsarbeiter
und Arbeiterinnen Deutschlands.
Ortsverwaltung Berlin.
Am 14. Juni verstarb nach langer, schwerer Krankheit unser Mitglied
August Ehling
im Alter von 37 Jahren.
Ehre seinem Andenken!
Die Beerdigung findet heute Freitag, den 18. Juni, nachmittags 3 1/2 Uhr, auf dem Reußföhrer-Friedhof, Mariendorfer Weg, statt.
27/5 Die Ortsverwaltung.

Am 14. Juni verstarb unerwartet, infolge Herzschlags, unser langjähriger Mitglied, der bei der Allg. Christenkassee angestellte Kollege
August Atzenroth
im 64. Lebensjahre. 18945
Dies seligen im Namen der Hinterbliebenen Heftetrübt an
Hedwig Atzenroth geb. Schultze
und Kinder.
Die Beerdigung findet Sonntag, den 20. Juni, nachmittags 5 Uhr, von der Leichenhalle des Neuen Jakob-Friedhofes in Reutöhlen, Hermannstraße, aus statt.

Reuters Werke
3 Bände 4 Mark
Buchhandlung Vorwärts

Heines Werke
3 Bände 4 Mark
Buchhandlung Vorwärts